This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gall. sp.
224

Digitized by Google

Gall. sp. 224

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gall. sp. 224 60:79

Cancan.

Pariser Aquarellen.

Von

Hans Wachenhusen.

Berlin.
Verlag von J. C. Huber.

Es gehören hierzu sechs auf's Sauberste in Farbendruck ausgeführte Bilder nach Pariser Original-Aquarellen.

Preis 12½ Sgr.

165

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Digitized by Google

ucher-druck v. G. Reubke Berlin

Verlag und Eigenthum des Verlags-Comptoir in Berlin.

Digitized by Google

Verlag und Eigenthum des Verlags-Comptoir in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Cancan.

Pariser Aquarellen.

Von

Hans Wachenhusen.

Berlin.
Verlag von J. C. Huber.
1856.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G79/1796

Digitized by Google

Cancan.

Wer hat den Cancan erfunden? — den Ruhm dieser großen That trägt ein bejahrtes Männchen, das noch heute in Mabille's Zauber-Garten von seinen Lorbeern zehrt, aber dieser Mann ist in der That weniger der Erfinder, als er und Andre glauben, denn der Cancan ist nicht eigentlich erfunden, sondern vielmehr entdeckt worden.

Der Cancan liegt den Parisern in den Gliedern, all ihr Thun und Treiben, alle ihre Verhältnisse, ihre Zustände, ihre Tugenden und ihre Laster sind Cancan; er ist ihnen angeboren, und die Erfindung des Cancan war also nichts weiter als die Entdeckung einer der leichtsinnigsten Fähigkeiten des Parisers, der Ausdruck aller der ausgelassenen Dispositionen dieses Volkes, eine Form für seinen Uebermuth, seine Tollheiten.

Was man als Cancan erfunden oder vielmehr entdeckt, war im Grunde nichts weiter als ein allen Gesetzen der Sittlichkeit und der strengen Moral ein Schnippchen schlagendes Tohuvabohu, eine Parodie auf den, der Tanzkunst im Allgemeinen zu Grunde liegenden sittlichen Gedanken. In einer Zeit, wo Frankreich seine größten Männer zur Welt brachte, stand der Cancan in seiner Blüthe, es gab keinen Minister, keinen Deputirten, keinen

Digitized by Google

Senator, keinen General, keinen Finanzmann, keinen Künstler, keinen Schriftsteller, der nicht in den Armen des Cancan und alles dessen, was Cancan tanzte, seine Jugend verjubelt hätte, es gab keine großen Männer überhaupt, die nicht von den Brettern des Cancan auf die Bretter der Welt getreten wären, die nicht jene schöne und wilde Zeit, wo die grande chaumière ihr irdisches Paradies und die Grisette ihre Eva war, bis in ihre spätesten Tage vermißten und in den ernsten Zeiten, in denen sie das Steuer der Staaten und Völker lenkten, an jene übermüthigen Tage zurück dachten, wo sie das Ruder des Cancan führten.

Es war das eine schöne, wilde und sehr poetische Zeit; aber sie ist seitdem prosaisch geworden; es kam eine andre Generation, man erfand die Tugend- und die Sünden-Register und in das letztere verzeichnete man in einer grämlichen Stunde den leichtsinnigen Cancan. Man übergab ihn demnach der Ueberwachung der Sittenpolizei; man stellte ihm einen Stadtserganten vor die Thür und dieser Stadtsergante mußte genau Acht geben, wann Mimi im Tanze eine Bewegung machte, die nicht ganz tugendhaft war, oder Arthur sich in seiner Leidenschaft so weit vergaß, zu vergessen, daß der Seine-Präfect am Podagra leide, und daß das Podagra immer sittsam und tugendhaft ist, aus Gründen, von denen alle Welt zu erzählen weiß.

Also ist der Cancan, den man unter den Bourbonen, unter den Julitagen, unter der Restauration und unter der Revolution tanzte, jetzt ins schwarze Register gekommen, man hat ihm das Polizei-Reglement verlesen und ihm gesagt, daß er im Namen des Gesetzes verboten sei. Man hat ihn demnach eines schönen Carnevalmorgens vor der Barriere begraben, einer seiner Kammerherren hat ihm den Stab gebrochen und ganz wie es die Kammerherren der Bourbonen vom Balkon des Versailler Schlosses herab thaten, gerufen: le roi est mort, vive le roi!

Der Cancan ist von seinem Throne gestoßen, aber er ist dennoch gewissermaßen immerfort König von Paris, etwa wie der Graf Chambord noch immer König von Frankreich ist. Der Cancan hat seine Legitimität wie jener, wenn die Sittenpolizei auch nichts davon wissen will; man wird ihn momentan vergessen können, aber er wird immer wieder in den Vordergrund treten, sobald sich die Gelegenheit bietet. Der Pariser Leichtsinn überlebt alle Dynastien Frankreichs, denn keine von ihnen hat es bisher verstanden, ihm die Gesetze der Tugend begreiflich zu machen, die seinem Naturell entgegen sind. Seit in Paris der historische Cancan nicht mehr getanzt wird, hat es keine große Staatsmänner mehr hervorgebracht — und darin liegt seine nationale Bedeutsamkeit.

Vielleicht sind wir im Unrecht, wenn wir trotz dem Vorangeschickten, diesen Blättern den Titel: „Cancan" geben; aber wir finden keinen entsprechenderen Titel für das, was wir hier zu schildern beabsichtigen: für das lu-

Digitized by Google

stige Paris, wie es liebt, lacht und tanzt, für diese tolle Ausbunds-Physiognomie des modernen Babylon, unter der entsetzlich viel Elend und Entsagung sich birgt, ohne daß die letzteren auch nur den Gedanken eines moralischen Rechtes diesem Leichtsinn gegenüber zu usurpiren im Stande wären.

Viel, sehr viel Gesetze werden in Paris geschrieben, über alle diese aber stellen sowohl das Gouvernement als das Volk das oberste und erste Gesetz des Parisers: das Vergnügen, und in der Ausübung dieses seines heiligsten Menschenrechtes haben wir ihm hier zu folgen.

I.

L'AMOUR NE MEURT PAS.

Beginnen wir unsre flüchtigen Skizzen mit einer Schilderung, wie Paris liebt; damit ist Alles gesagt, denn Paris liebt nur, nicht um zu lieben, nein, um zu lachen, um zu tanzen; das Lieben ist ihm ein Bedürfniß, mehr als dies aber ist es ihm ein Vergnügen. Die Liebe des Parisers ist, mehr als die jedes Andren, ein Mond in allen seinen Vierteln: er geht auf am Horizonte, er glänzt in seiner ganzen Pracht, er nimmt ab und geht unter. Sobald die Liebe des Parisers kein Vergnügen mehr findet, wird sie ihm langweilig, er bricht sie ab, um — eine neue anzuknüpfen.

Es giebt in Paris zärtliche Verhältnisse, die eine Zeit währen, es giebt sogar solche, die eine ganze Zeit dauern, aber von wirklich langer Dauer giebt es keine. Sie umfassen eben nur die Spanne Zeit, in welcher man ein ganzes Maß von Vergnügen, ohne alle Oekonomie, erschöpfen kann, sie umfassen den ganzen Zeitraum, in welchem man sich anbeten, sich lieben und sich gegenseitig überdrüssig werden kann, also die Zeit, in welcher man sich beiderseitig kennen zu lernen vermag; über diese Grenze hinaus dauert die Liebe selten, und wenn sie bis dahin nicht alle Relationen abbricht, so dauert sie nur der Gewohnheit halber, oder aus Rücksicht und Nothwendigkeit weiter, weil man noch nicht Gelegenheit gehabt, eine andre Liebe anzuknüpfen. Daß die Liebe des Parisers so ephemer, so flüchtig und kurz ist, hat nicht allein seinen Grund in dem flatterhaften Charakter des Parisers, sondern vielmehr in dem einen Uebelstande, daß sie von ihrem ersten Stadium ab keinerlei Geheimnisse hat, die sie nicht in aller Eile gegenseitig verriethe und auskostete; sie beschüttet sich gleich beim ersten Entré mit ihrem Rosen- und Vergißmeinnichts-Füllhorn, weiß nicht zu kargen und Haus zu halten mit dem, was sie gewähren und genießen kann, ist also am Ende ihrer erotischen Ressourcen, ehe sie sich dessen versieht, strengt sich noch eine Weile mit Erfindung künstlicher Surrogate und Supplemente

Digitized by Google

an und findet dann plötzlich eines schönen Morgens, daß das Leben doch sehr langweilig sei. Noch einmal wird vielleicht die Nagelprobe der Liebe gemacht — „voyons, c'est fini!“ sagt der nach dem Champagner des Lebens lechzende Mund; „faut changer!“ setzt das ebenso dürstende Herz hinzu, und wer möchte das arme Herz verschmachten lassen? — Die Liebe in Paris ist mehr als alles Andre, nichts als — Cancan.

Hast Du, lieber Leser, zwei Schmetterlinge mit einander in der Sonne fliegen sehen? Sich suchend und haschend, mit einander spielend, ihre glänzenden Flügel in der Sonne badend, flattern sie über die Rosen dahin, sie nippen aus ihren Kelchen, sie schaukeln und wiegen sich auf den Staubfäden des Lilienkelches, sie meiden den Schatten, der ihnen das Licht entzieht, und schwärmen mit einander über den tausendfarbigen Wiesenteppich, bis die Sonne untergeht, die Schmetterlinge verschwunden und die Rosen vereinsamt sind. Das ist die Liebe des Parisers, eine Eintagsliebe, die schnell pulsirt und schnell verlahmt, schnell knospet, schnell ihre Blüthen treibt, aber niemals zu Früchten kommt, weil schon der nächste Morgen die Blüthe verwelkt finden kann. Es giebt nichts auf der Welt, was dieser Liebe zu theuer wäre, sie stiehlt dem Großmogul seinen Krondiamanten und steckt ihn an Mimi's Brust; sie schwört, daß kein Stern am Himmel den Glanz von Heloisens Augen habe, aber schon nach vier Wochen findet sie, daß Clorindens Augen doch noch sehr viel glänzender sind; keine Koralle ist so frisch und schön wie Melanie's Lippen, aber malheureusement fangen alsbald diese Korallen an bleich zu werden und die Lippen beginnen zu gähnen. — Faut changer! —

Charles Dickens hat uns kürzlich die Liebe des Parisers beschrieben, wir wollen hier ebenfalls in einige Details derselben eingehen, und bedauern, wenn wir mit Dickens nicht ganz übereinstimmen können, der ihr vielleicht nur allzu oberflächliche Studien gewidmet.

Die Liebe des Parisers ist ein Wesen ganz für sich, unvergleichbar mit der irgend eines andren Individuum. Ein Pariser, der das Glück hat, sich verliebt zu haben (ein Glück, daß sie Alle suchen und sehr leicht finden), ist eines der interessantesten Phänomene: er ist im Stande Monate lang nicht zu einer „Declaration“ zu kommen, aber während dieser Monate ist er mit Nichts beschäftigt, als mit dem Gegenstande seines Sentiments. Er ersinnt tausend originelle Pläne, sich verständlich zu machen, kauft in Gedanken sämmtliche Blumen aller Pariser Fleuristen auf, um sie, natürlich auch nur in Gedanken, seiner Angebeteten zu Füßen zu legen, steht vor allen Kunstläden still und stellt Vergleiche zwischen den ausgehängten Kupferstich-Grazien und seiner Geliebten an, die natürlich immer zum Vortheil der letzteren ausfallen, und begeht überhaupt zahllose Thorheiten, die ihn Tag und Nacht beschäftigen. Singend steht er des Morgens auf, singend tritt er Mittags auf die Straße, singend begiebt er sich zu Bette, immer im Voraus schon schwel-

Digitized by Google

gend in dem Momente, wo er sich ihr erklärt haben wird, ein Moment, der zweifelsohne für ihn siegreich, der auch schon längst eingetroffen sein würde, wenn man nur erst auf eine recht originelle und spirituelle Weise verfallen wäre, in der diese Erklärung geschehen kann; denn daß die letztere spirituell sein muß, versteht sich von selbst.

Endlich ist dieser große Moment gekommen und überwunden; vor ihr kniend, die Arme auf ihren Schooß gelegt, das Auge voll Anbetung, den Mund voll Liebesworten, das Herz voll von Seligkeit überhäuft er seine Heloise mit der duftendsten Blumensprache der Liebe, nicht gerade stürmisch, glühend, siedend wie der Italiener, der Spanier, nein, beweglich, erfinderisch, kindisch, albern sogar, aber in einer Albernheit, die der Französin unendlich gefällt, und die in ihren Augen dem Franzosen stets den Vorzug über alle andren Männer giebt. Er bringt ihr Blumen, Geschenke, alle nur denkbaren Aufmerksamkeiten, saugt aus ihren Blicken den leisesten Wunsch, ehe noch ihr eignes Herz sich desselben bewußt geworden, und — schwimmt in einem Meer von Wonne.

Ganz dieselbe kindliche Tändelei von Seiten der Französin. Es ist unglaublich, welcher zarten, naiven, schmeichelnden Modulationen die französische Sprache im Munde der Frauen fähig geworden. Es liegt das ganze Register der Liebe in diesen weichen Modulationen, wenn man mit der Französin des Mittelstandes über die gleichgültigsten Dinge von der Welt spricht, um wie viel mehr zieht sie alle diese naiven Register, wenn sich das Herz in die Flötentöne des Sentiments versteigt und dieselben mit allen Coloraturen der ihr angeborenen und anerzogenen Koketterie auszuschmücken sucht. Es ist kaum glaublich, sagen wir, welche Thorheiten und kindliche Absurditäten die erste Liebesscene zweier Herzen aufbietet, die sich endlich gefunden. — Nehmen wir an, die Geliebte sei wirklich schön, d. h. sie besitze von den dreißig weiblichen Reizen allermindestens die Hälfte, denn dies ist das Minimum der Schönheit; welch einen unendlichen Stoff der Bewunderung hat der verliebte Pariser in diesem Museum weiblicher Vollkommenheiten, die sie mit dem ganzen Raffinement der Grazie zur Schau zu tragen weiß. Wie lange hätte er zu schwärmen, und zwar positiv zu schwärmen, bis seine Bewunderung, seine Verehrung sich zur Gewohnheit abbemüht hat, bis sie ihm etwas Alltägliches geworden ist!

Und dennoch ist diese Frist keine allzu lange; nach der ersten Extase, nach den ersten heißesten Huldigungen der Schönheit beginnen die beiden Schmetterlinge in den Sonnenschein hinaus zu schwärmen, denn alle Welt muß die Vereinigung ihrer Herzen sehen, alle Welt muß wissen, daß sie sich lieben. Der Morgen lacht, man eilt in die Champs elysées, man zieht hinaus nach Versailles, St. Cloud, Asnières oder Fontenai aux Roses; man sucht die buntesten Wiesen, lagert sich im Grase und zerdrückt hunderte von

Digitized by Google

unschuldigen Amaranthen unter den ersten und heftigsten Schlägen des Herzens. Man bewundert sich hier nochmals: René findet einen Himmel in Atala's dunklen Augen, keine Rose verdient es, von ihren Händen gepflückt zu werden, keine Nymphe hat sich je, selbst nicht in den classischsten Zeiten, eines Füßchens zu rühmen gehabt, wie das, welches bei dem unruhigen Lagern im Grase die Robe Atala's den dürstenden Blicken ihres René enthüllt; keine Peri besaß jemals eine so schlanke Taille, so schwellende Hüften, mit einem Worte kein Romantiker hat jemals eine Schönheit beschrieben wie die Atala's.

Man ist des Wiesen- und Amaranthenduftes überdrüssig, man schwärmt in die schattigen Haine, man greift zum Ballspiel. — René sieht nicht den Ball, nur die elastischen Formen Atala's, nur die Rosen, die das Spiel auf ihre Wangen jagt. — Man ist auch des Spiels müde und eilt zum Restaurant. René sieht bei Tafel nur die Perlzähne seiner Atala, nur die schönen Conturen des Armes, der ihm den Wein kredenzt.

Es wird Abend. Man eilt nach Paris zurück, es entsteht die Frage: soll man ins Theater gehen? — Aber wie hätte man Sinn für die Comödie! Ist doch das Herz so voll, daß es für nichts Anderes und Fremdes mehr Platz hat! Man bleibt also bei sich und für sich. — Am andren Morgen ist der erste Schritt, den man Arm in Arm aus dem Hause thut, der erste Schritt aus dem Paradiese. Die Liebe in Paris versteht ja nicht zu ökonomisiren, sie giebt, wie gesagt, mit vollen Händen und behält nichts zurück für die magren Zeiten, die schon vor der Thür sind.

Die Franzosen sind das leichteste Volk der Erde und die Pariserin besitzt, wie Léon Gozlan sagt, die Leichtigkeit der Schwalben und die Subtilität eines Parfums. Wie also die Schwalbe über das Dach fliegt, wie der leichteste Hauch das Parfum davon trägt, verfliegt auch das Edelste und Schönste, was die Pariserin zu besitzen sich rühmt: ihr Sentiment.

Henri Murger erzählt uns ein reizendes Geschichtchen von einer Grisette, die mit einem Blumentopf zu einem Künstler kommt und ihn zu lieben und bei ihm zu bleiben verspricht, so lange bis die Blume welke. Die Kleine aber liebt den Künstler mehr als sie selber glaubt, oder sie lernt ihn vielmehr lieben, denn der letztere bemerkt, wie sie Nachts sich verstohlen vom Lager erhebt und ungesehen die Blume begießt, um sie vor dem Verwelken zu schützen. Wir erinnern uns nicht, was von beiden am längsten blühte, die Blume oder die Liebe, wohl aber erinnern wir uns, daß beider Blüthe von kurzer Dauer war.

Murger hat uns in dieser kleinen Geschichte die schönste Parabel des Pariser Sentiments erzählt, denn wie emsig man auch das letztere durch künstliche Mittel zu erhalten sucht, es bleibt doch immer eine Eintagsblume

Digitized by Google

und beginnt am nächsten Morgen schon unbemerkt zu welken. Folgen wir ihrer Entwickelung:

Im ersten Stadium vermeidet der Pariser gern alle Bälle und andre rauschende Vergnügungen; er zieht die Idylle vor, weil er diese allein und ungetheilt genießen kann; ja er attrapirt sich wohl gar auf Momenten, die ihn zum Werther qualifiziren könnten.

Im zweiten Stadium fangen die Bälle schon an, dringend nothwendig zu werden, denn die Liebe, die hier nur Genuß will, sehnt sich schon nach Mannigfaltigkeit dieser Genüsse. Die Idylle ist abgenutzt. Man geht nicht mehr nach Asnières, um Amaranthen und Veilchen zu pflücken, nein, man wählt die Tage, wo eine „fête de nuit“ oder gar ein „roi des fêtes“ im dortigen Parke statt haben soll. Atala findet die Einsamkeit und die Monotonie des Gefühls schon sehr langweilig, sie will nicht nur die Königin eines Herzens, sondern sehr vieler Herzen sein. Sie hat große Bedürfnisse an Roben, Hüten und Shawlen, und wenn es gar ein Cachemire-Shawl sein muß, so ist die Sache schon äußerst bedenklich. Die Liebe also greift in die Tasche, sie besucht die ersten Magazine, es giebt Nichts, was zu kostbar wäre, um sich damit zu schmücken. Ihr Mund lacht, der seinige seufzt. Die Liebe ist wohl noch sehr schön, aber sehr kostspielig!

Der Nachmittag, der Abend sieht Atala an der Seite ihres René im roi des fêtes; Atala glänzt wie eine Fürstin; ein Rothschild muß ihr Geliebter sein, an dessen Arm sie Furore macht. Atala ist die Schönste des ganzen Festes. — Niemand weiß besser als René, wie theuer diese Schönheit ist. Er hütet sie aber aufs sorgfältigste, er verfolgt mit seinen Blicken Jeden, der Atala mehr Aufmerksamkeit zu bezeigen sich erkühnt, als er es für angemessen hält. Nichts desto weniger ist doch auch er Pariser, die Heiterkeit reißt Beide fort, René will der Gesellschaft beweisen, daß er eine solche Schönheit zu besitzen verdiene, und wenn sie die Königin des Balles ist, so will er der König sein.

Das dritte Stadium tritt gewöhnlich schon nach einigen solchen öffentlichen Triumphen ein, während welcher Atala unter ihren Besiegten das Auge auf Einen oder mehre der an ihre Quadriga gehefteten Sclaven geworfen hat. Atala hat immer größere Luxus-Bedürfnisse; die Saison wechselt, es ist unerläßlich, neue Einkäufe in den Magazinen zu machen, auch scheint es Atala endlich Zeit, daß René die Berline anschaffe, die er ihr in Stunden versprochen, wo die Liebe noch unter der Linie segelte. Ein elegantes Coupé und ein Livrée-Diener sind eine sehr gerechte Forderung, daß man wie René einen Kieselstein anstatt des Herzens besitzen muß, um sein Wort nicht zu halten.

Endlich in einer schwachen Stunde, wo die Flamme noch einmal aufge-

Digitized by Google

lodert, hat René neue Wechsel gemacht, und die Berline mit einem eleganten Livrée-Diener stehen vor der Thür.

„René, was hast Du doch gethan, daß ich dich so unendlich liebe," ruft Atala im Uebermaß des Dankes und der Liebe, eigentlich aber nur im Glück des Besitzes einer Berline.

„Schulden hab' ich gemacht!" antwortet René kalt, dem inzwischen alle seine laufenden Wechsel vor Augen treten.

Mit der Berline fährt auch der Rest der Liebe von dannen, Atala glaubt es nicht verantworten zu können, die Tage ihrer Schönheit an der Seite eines gleichgültigen Mannes zu vertrauern, sie begreift nicht, wie sie ihn je hat lieben können. René seinerseits begreift nicht, wie er um ihretwillen so viel Schulden hat machen können, und die Bezahlung derselben ist vielleicht das einzige Reelle, was von dieser ganzen Passion schließlich übrig geblieben.

Endlich eines Wintermorgens, während Beide am Kamin sitzen, sich keinen „guten Morgen" gesagt haben, und auch keine Lust haben, sich einen „guten Tag" zu wünschen, — endlich kommt es zum Schlusse. Die Zeit des Carnevals ist gekommen, Atala hat auf der ersten Redoute ein zärtliches Billet von einem schwarzen Domino bekommen, der ihr zwar nur einen halben Blick hinter seine Maske vergönnt, ihr aber doch sowohl durch diesen Blick als durch die poetischen Phrasen seines parfumirten Billets die glänzendste Perspective eröffnet hat.

Atala denkt an das Billet und an den Domino, René denkt schlechterdings an gar Nichts, nur an seine Langeweile; er schützt einen nothwendigen Besuch bei seinem Onkel vor und — geht. Atala beeilt sich, dem Domino ein Rendezvous für diesen Mittag zu geben, von dem sie nicht wiederkehrt.

Atala und René begegnen sich nach vierzehn Tagen auf den Bällen der großen Oper. Atala ist glücklich, sie lacht, sie scherzt, sie tanzt mit der graziösesten Leichtfertigkeit.

Auch René ist anwesend, auch er ist glücklich; er hat den einen Theil seiner Schulden bezahlt, den andren Theil in den Wind geschlagen und schwelgt in den Freuden des Carnevals.

Die Quadrille führt Beide einander gegenüber.

„Bon soir, René!" ruft Atala lachend, eine verwegene Pirouette schlagend und ihm die zierliche Fußspitze unter die Nase setzend.

„Bon soir, Atala!" antwortet René ebenso, die Pirouette erwidernd.

Kein Mensch sollte glauben, daß sich diese Beiden vor ganz Kurzem in unvergänglicher Liebe — vergessen haben. — L'amour ne meurt pas.

Druck von Hermann Schmidt in Berlin, Probststr. 3.

Digitized by Google

II.

Digitized by Google

Verlag und Eigenthum des Verlags-Comptoir in Berlin

Digitized by Google

Verlag und Eigenthum des Verlags-Comptoir in Berlin

II.

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Pariser Bälle.

Wenn der Morgen graut, schlummern die Leidenschaften in Paris, und dies ist vielleicht der einzige Moment, wo Paris Ruhe, tiefer Ruhe genießt. Nur in den Hallen wird es um diese Zeit lebendig, denn es gilt hier, die Märkte mit den zahllosen, theils so geheimnißvollen und unenträthselten Lebensmitteln zu versehen, von denen Legionen oft ebenso geheimnißvoller Existenzen ihr Dasein fristen.

Wenn die Sonne aufgeht, genießt Paris, das eigentliche Paris, noch immer der tiefsten Ruhe; der Traum, der das Herz unbewußt stundenlang während des ersten Schlummers an die Scenen und Gestalten des verronnenen Tages gefesselt, der Traum, der die Seele noch einmal in das Verlebte zurückgeführt, und seine Nebelbilder mit heitern Glossen oder mit düsterer Moral umgeben, er entläßt die Seele aus seinen Banden; der Faden, der das verzärtelte Mädchenherz im üppigen Boudoir an die Schmeicheleien seiner Eitelkeit, den Wüstling an das rouge et noir, den Finanzmann an die Chancen der Hausse und Baisse, den Politiker an seine Theorien und Combinationen, den Epicier an seine Sous, die Lorette an ihre Triumphe im Bois de Boulogne, den Knaben an seine Bilderbücher und das Mädchen an ihre Puppe gefesselt, der Faden ist zerrissen; die Sonne geht über Paris auf und bricht sich an den dicht verschlossenen Rideaux derer, die da meinen, die Sonne sei nur ein Freilicht für die Armen, der Glanz der Lustres und Kandelaber jedoch die Lichtsphäre der mode comme il faut.

Digitized by Google

Erst gegen Mittag, wenn diese populäre Sonne, die so uneigennützig für Alle scheint, schon hoch am Himmel steht, beginnt diese Welt des Vorzugs sich halbbewußt und schlaftrunken auf ihren Kissen zu dehnen, diese Welt, in die sich leider Alles drängt, was irgendwie vom Himmel mit einigem Raffinement, einigem Esprit und sehr vielem Hang für das aristokratische Nichtsthun begabt worden ist. Wer eine Statistik alles Dessen zu schreiben vermöchte, was in Paris das anscheinend sorgloseste und beneidenswertheste Leben führt, der würde die erstaunlichsten, kaum glaubliche Resultate an's Tageslicht bringen; er würde uns unterrichten, daß dieser monsieur le vicomte und jener monsieur le baron seine 15,000 Franken weder aus seinen angeblichen Gütern, noch aus seinen Hypotheken, noch endlich aus seinem Spiel an der Börse, sondern aus den abscheulichsten, verwerflichsten Quellen bezieht, sei es aus seiner Connexion mit irgend einer älteren, reichen Dame, oder aus der Volte illegitimer vier Könige, oder aus hundert andren, vielleicht noch trüberen Quellen; daß diese Vicomtesse und jene Baronesse ihr fürstliches Mobiliar bis auf die kleinste Tresse ihres Livree-Dieners der blinden Leidenschaft irgend eines sich ruinirenden Sohnes reicher Eltern verdankt, oder es gar mit dem Kuppelsolde verdiente, für den sie dem wüsten Millionär eine Unschuld in die Arme gespielt. Er würde uns sagen, daß jene junge Wittwe nie einen Gatten gehabt, jene gefeierte Camelia von Mittag bis zum Abend mehr Bankbillets vergeudet, als zwanzig Familien brauchen, um ein Jahr hindurch zu existiren; daß jene schon verblühende Lorette am Abend vorher alle ihre Pfandzettel auf einmal irgend einem Wucherer gegen eine Bagatelle verpfändet, und schon heute Morgen nicht mehr weiß, woher sie die paar Sous für das Frühstück nehmen soll. Er würde uns endlich sagen, daß ein Zwölftel von all' jenen Elegants und Flaneurs, die das ewige und unerschöpfliche Contingent der Kaffeehäuser, des maison d'or, der frères provençaux ꝛc. bilden, nichts als vague, fragliche Existenzen sind, über deren anscheinend nicht versiegende Ressourcen sich jedoch Andre vielleicht mehr den Kopf zerbrechen als sie selbst.

Am Mittage also erwacht Paris und schickt sich langsam an, das zu genießen, was die Welt der Arbeit ihm mühselig am Morgen präparirt. Am Nachmittage, d. h. nach dem Frühstück, beginnt das Flaniren und Promeniren; die Boulevards überströmen von Luxus und Eleganz, die Champs elysées sind von 3—5 Uhr der Paradeplatz aller Derer, die mit Tugend oder Laster sich in den Besitz einer Equipage, eines Reitpferdes oder auch nur einer Atlas-Robe und eines Cachemires zu setzen gewußt haben. Hier stolzirt die Tugend, die Demi-Tugend, der Aristo, der Boursier; der Elegant dehnt sich lorgnettirend auf den Zwei-Sous-Stühlen und die Seelen-Makelei wird nirgend stärker und erfolgreicher betrieben als auf diesem Rialto. Was zu Fuße promenirt, kehrt am Triumphbogen zurück, alles Uebrige setzt den Weg durch das Bois de Boulogne fort; Niemand, der auf Ehre und Anstand hält, wird sich erlauben, im Bois de Boulogne zu Fuße zu gehen.

Es ist 6 Uhr geworden. Wer mit leeren Taschen, aber makellosen Glacés während dieser etwa 5 Stunden auf der Jagd nach dem ewigen Fünf-

Digitized by Google

franken-Stück umher gerannt, der steigt jetzt mit mehr oder minder Bewußtsein zum Restaurant, je nachdem die Jagd erfolgreich ausgefallen, und man also für 20 Francs oder für 20 bis 30 Sous zu speisen in der Lage ist. Die Boulevards leeren sich für einige Stunden, denn Paris dinirt, ein Act, der in keiner Stadt der Welt mit so viel Andacht und Sachverständniß begangen wird, wie hier, wo man im Allgemeinen nur einmal des Tages speist.

Nach dem Diner bilden sich die Queues vor den Theatern, die für die lebenslustige Welt nur ein Verdauungs-, ein Uebergangs-Prozeß vom Diner zu den Divertissements des Abends sind. — Jetzt endlich kommt der Augenblick, wo Paris alle seine Poren öffnet. Den ganzen Tag hindurch haben die Plakate an den Säulen der Boulevards, an den Fenstern der Kaffeehäuser, der Handschuhläden und der Modemagazine die Festlichkeiten des Abends verkündet. Der jardin d'hiver, die salle Valentino, der Château des fleurs, Ranelagh, Mabille und der Park von Asnières laden für Eintrittspreise von 2 bis 10 Francs zu ihren Fêten ein, wenn der Sommer ihre Eden mit Blumen und Blättern geschmückt; zwanzig Maskenbälle, an ihrer Spitze die Grand Opéra, beginnen ihre Monstre-Harlequinaden, wenn der Carneval gekommen; an allen Barrieren, in allen Faubourgs bevölkern sich die Ballsäle der Arbeiter mit den Herren und Damen der Fabriken; der Prado, die grande chaumière, die closeries des Lilas haben ihre periodischen Abende, an denen die jungen Gelehrten des pays latin, die größten Windbeutel der Welt, mit den Etudianten ihre sehr reellen Elfentänze arrangiren. — Wir wollen sie alle hier stufenweise flüchtig die Revue passiren lassen.

Um 7 Uhr legt der Ouvrier sein Werkzeug bei Seite, streift sich die Blouse der Werkstatt ab und tritt als Gentlemann auf die Straße. Die Ouvriere legt die Nadel oder die Spindel hin, hüllt die französisch schlanke Taille in das leichte Umschlagtuch, setzt vor dem Stückchen Spiegelglas, das nie weit von ihr liegt, den bescheidenen Tüll-Hut in den Nacken und eilt zur Barriere; vielleicht auch wartet ihr bien-aimé schon vor der Thür, reicht ihr den Arm und Beide fliegen — in den Ballsaal.

Folgen wir ihnen. — Großer Lärm herrscht vor den Thüren dieser Barrieren-Locale, bunte Transparente verkünden einen bal de nuit; das Orchester irgend eines vorstädtischen Musard ruft, durch die geöffneten Thüren auf die Straße dringend, mit seinem Oberonshorn selbst Diejenigen herein, die absichtslos vorübergehen. Zehn, zwanzig Grisetten, welche die Straße hinab huschen, um ihrer harrenden Mutter den kargen Wochenverdienst zu bringen, stehen zaudernd still; soll man eintreten und der Stimme der Versuchung folgen, oder der Stimme der Pflicht gehorchen und nach Hause eilen? — „Schottisch, Redova, Mazurca" steht in den Transparenten geschrieben; die Quadrille im Saal ist in vollem Gange; Pauline und Anne-Marie sind ganz bestimmt auch schon drinnen, wer weiß, sie kokettiren vielleicht mit dem hübschen Georges, der ohnehin so flatterhaft; die Sache ist bedenklich und wenn sie es nicht ist, so könnte sie es doch möglicher Weise werden. Was ist da die größte Pflicht: der kindliche Gehorsam

Digitized by Google

oder das Vergnügen? — Nur eine Thörin kann darüber in Zweifel sein; es läßt sich ja Beides vereinen, man braucht ja nur eine Stunde auf dem Balle zu bleiben, und in einer Stunde kann man doch unzählige Quadrillen tanzen, von den Redova's und Mazurca's gar nicht zu reden!

Man tritt ein; fast erdrückende Hitze herrscht im „Salon"; die Quadrille tobt was sie kann; auf beiden Seiten des Saales hinter den niedren Galerien sitzen an den kleinen Tischen trauliche Paare, der Chasseur mit seiner Blanchisseuse, der Ouvrier mit seiner Ouvriere; ein anspruchsloses Ragoût, eine Flasche des sauren „Blauen" für 5 Sous sind ein Göttermahl für den Franzosen der unteren Klassen, wenn er es mit seiner Geliebten theilen kann.

Einen forschenden Blick wirft die eben eingetretene Madelon über die Quadrille und über die Galerien zur Seite. Georges ist nicht in der Quadrille, er ist nicht an den kleinen Tischen. Wo ist Georges? — Richtig, da sitzt er mit der leichtsinnigen Georgine! — Ah, le coquin! — Man wird ihm ein Paroli biegen, man tanzt mit dem andren Nachbar, man tanzt die Quadrille, die schönste Quadrille von der Welt und mit der ausgesuchtesten Grazie von der Welt. Die Kindespflicht ist vergessen, die Mutter ist vergessen, der untreue Georges und die leichtsinnige Georgine sind vergessen. — Oh la belle quadrille, keine Madelon kann sie vor dem Morgen verlassen.

Der Schauplatz einer wilden Jagd sind diese Arbeiterbälle, oder sie strotzen von toller Erfindung und erfinderischer Tollheit. Da ist von den Regeln der Tanzkunst keine Rede; man steht sich in der Quadrille gegenüber, man arbeitet mit Händen und Füßen, man karrikirt die Pas des großen Ballets, macht sich verliebte Glossen und Gesichter, sinkt sich in die Arme, küßt und drückt sich, — Alles mit Erlaubniß des von Obrigkeitswegen den Tanz überwachenden garde municipale, denn tanzen und lieben sind ja der Lebenslauf des Parisers und hiegegen kann keine Polizei etwas einwenden.

Folge uns jetzt, lieber Leser, zu einem der Studentenbälle des pays latin. Wählen wir die Closeries des Lilas, jenseits der Seine, an der Barrière Montparnasse. Diese Bälle sind eigentlich die Erbin des historisch berühmten grande chaumière, aber wie in jener ist das Unkraut unter den Waizen gerathen, und wenn früher diese Bälle ausschließlich der Tummelplatz der Studenten und Studentinnen waren, so ist die Gesellschaft heute durchwachsen von verdächtigen Individuen, die hier ihre Schlingen für unerfahrene junge Fremde oder Kleinstädter legen, — leider nur zu oft erfolgreich.

Hier in den Closeries dominirt die Studentin, neben ihr Bérangers „joyeuse blanchisseuse", die niedliche Wäscherin des Studenten-Quartiers mit dem koketten Häubchen und den frischen Wangen, die in Paris in den unteren weiblichen Klassen namentlich eine Prärogative der lustigen Wäscherinnen, Mädchen von 15 bis 25 Jahren, der heitersten Bienen von ganz Paris, geblieben sind.

Digitized by Google

Die bunteste Menge bevölkert, von dem Lichte der an den Bäumen hängenden Ballons beglänzt, den Garten, in ihrer Mitte die ewige und unsterbliche Quadrille. Der Student von heute ist in Paris nicht mehr der, welcher er war, als er noch unangefochten seinen Cancan tanzte; auch der Student ist vom Geiste der Zeit angesteckt, man weiß ihn heute in seinen Ballsälen oft kaum von den sogenannten Callicos, (den Handlungsdienern), den Advokaten-Clercs und was sich sonst hier mit ihm vermischt, zu unterscheiden, wohl aber ist er noch immer der Bevorrechtigte in dem alten Lateinerlande und die Grisetten dieses Quartiers schwärmen noch immer für ihn aus historischer Pietät. Hier in den Closeries ist er ihr Gott, sie seine Göttin, hier und im Prado wird der Cancan von ihnen noch ziemlich unverfälscht getanzt, wenn er überhaupt noch so getanzt wird, denn hier steht seine Wiege.

Die Pausen des Tanzes füllt der Bierkrug aus, der sich im Lateinerlande einheimisch gemacht; die originellsten Gruppen, in den verwegensten Attituden, sieht man in den schattigen Lauben um die runden Tische sitzen; den Kopf auf den Schooß ihres geliebten Studenten, die Füße auf einen der benachbarten Stühle legend, den Rauch der Cigarette in die Luft blasend, fordert hier die Etudiante ihr Jahrhundert mit dem ganzen Heer seiner Vorurtheile in die Schranken; hier spricht sie mit ihrem geliebten Lateiner dem Bierkruge zu, hier singt sie mit ihm die Chansons des unsterblichen Beranger und der Boulevard-Theater, von hier aus schaut sie mit souveräner Verachtung auf die große Zahl von Macarons (junge Abenteurer und Vogelfänger), auf die stupiden Gesichter der Provinzler, die da kommen, um die Orgien des Lateinerlandes kennen zu lernen; hier endlich führt sie mit ihrem Studenten ungenirt die bedenklichsten Ehestandsscenen auf, zankt und versöhnt sich mit ihm und hüpft dann singend wieder mit ihm zum Tanze zurück, sobald dieser zur neuen Quadrille ruft.

Dies ist die Vorderseite der Medaille; wir wollen dem Leser aber auch die Rückseite derselben zeigen, soweit sie die heutigen Pariser Studentenbälle, und namentlich diese Closeries betrifft. Citiren wir hier, um alle Wiederholung zu vermeiden, einige Zeilen, die wir schon früher bei einer andren Gelegenheit über diesen Gegenstand geäußert:

„In den schattigen Lauben dieser Closeries, deren wir oben erwähnt, in unmittelbarer Nachbarschaft der glücklichen Studentengruppen liegen nämlich auch viel Schlingen für die fremden jungen Drosseln; hier seufzen die „Lisetten", von denen Zweidrittel Agentinnen der tripots, der heimlichen Spielhöllen oder anderer ebenso geheimer als berüchtigter Häuser sind, wenn sie nicht eben für eigene Rechnung und für Anderer Gefahr operiren. Ueberglücklich flötet die junge Drossel an Lisettens Seite ihre schönsten Lieder, am andern Morgen aber läßt man sie laufen; man hat ihr alle die schönen Federn ausgerupft, die sie, kaum flügge, mitgebracht. Fast noch gefährlicher sind die Macarons, diese ekelhafte Sorte von jungen Abenteurern und Nichtsthuern, die stets die rechte oder linke Hand dieser Li-

Digitized by Google

setten spielen und dafür ihr unbegrenztes Vertrauen genießen; sie sind es, die in diesen Vergnügungsorten bald die unerfahrensten der Gäste herausgefunden, sich an sie hängen, durch ungeheure Liebenswürdigkeit Freundschaft mit ihnen schließen und nachdem sie ihnen durch Bezahlung kleiner Zechen allerlei Verbindlichkeiten erzeigt, sie endlich einladen, mit ihnen noch dieses oder jenes Vergnügen zu theilen — die Nacht sei ja lang und der Sommermorgen noch viel länger. Ihr Weg mit dem jungen Gimpel geht unbedingt in irgend eine Spielhöhle.

Beim Eintritt in das etwas abseits gelegene Haus bezaubert eine Wirthin in feinster Toilette (wenn auch schon ein wenig passée, aber doch immer noch schön) die Phantasie des Fremden, sie führt ihn vom Antichambre in den zauberhaft erleuchteten Salon — er träumt in einen Feenpalast getreten zu sein, denn ringsumher auf dem purpurnen, schwellenden Divan sitzt, in heiterer Unterhaltung mit einigen eleganten Cavalieren, ein halbes Dutzend der wunderschönsten Jungfrauen — was sagen wir, Jungfrauen — — Göttinnen müssen es sein, denn nur Göttinnen können so himmlische Augen, so blendende Arme, so rosige Lippen haben!

„Wo bist Du?“ fragt wohl im ersten Augenblick leise der Verstand; aber wer könnte hier wohl auf die Fragen des Verstandes hören, der immer viel mehr frägt, als das Herz beantworten kann. Der Freund aus den Closeries bittet die Wirthin tausendmal um Verzeihung, daß er sich erlaubt, den Fremden einzuführen, aber er habe geglaubt, ihrer Gesellschaft durch einen so „liebenswürdigen“ Gast angenehm zu sein; bei einer so flüchtigen Präsentation erfährt nun der Fremde, daß er sich lauter Baronessen, Vicomtessen und Comtessen gegenüber befindet — welch' ein Triumph, hier vielleicht eine Eroberung machen zu können! — Mehrere andere Gäste treten noch ein, lauter Vicomtes und Grafen; es ist erstaunlich, welch eine Menge von Adel Paris aufbietet: — Aber wenn den Fremden nicht Alles täuscht, so hat er mit seinem Freunde den Weg nach dem Faubourg St. Germain eingeschlagen, und dieser ist ja das Quartier der Aristokratie.

Man unterhält sich, man plaudert, man lacht, man ist überglücklich, daß man gerade auf die Schönste, auf die Vicomtesse mit den Gazellenaugen und dem Schwanennacken einen unverkennbaren Eindruck gemacht zu haben scheint. Die Vicomtesse setzt sich an's Piano und singt — freilich genau überlegt, sehr mittelmäßig, aber wie könnte eine so göttliche Vicomtesse schlecht singen. — —

Plötzlich verschwinden mehrere der Cavaliere in den Nebensalon, sie und einige Damen setzen sich an den Spieltisch. Das Spiel ist eine Leidenschaft, die sich bekanntlich selbst der höchsten Gesellschaftskreise in bedauerlichem Grade bemächtigt hat; nach und nach gruppirt sich Alles an den Spieltisch, nur der Fremde und die schöne Vicomtesse bleiben zurück; keiner von Beiden hat in der angelegentlichen Unterhaltung bemerkt, daß die Uebrigen Alle am Spieltisch sitzen; es wäre unschicklich, sich allein von diesem auszuschließen.

Digitized by Google

Freilich hat man seine festen Grundsätze, nie zu spielen, aber den Forderungen der Gesellschaft soll jeder Cavalier de bon goût Rechnung tragen u. s. w.

Wir wollen hier nicht umständlich erzählen, wie die Sache demnächst verläuft, wenn aber die Diener des service de sûreté nicht den habitué der Closeries mit dem jungen Fremden haben fortgehen sehen, wenn sie ihnen nicht gefolgt sind und, ohne Rücksicht auf ihre Schönheit, das ganze Nest von falschen Vicomtessen und Baronessen aufheben, so taumelt der arme Geprellte am andren Mittag beim schönsten Sonnenschein zurück über die Seine-Brücke; sein Kopf ist wüst, seine Adern glühen, sein Auge ist todesmüde, seine Toilette derangirt; Niemand aber beachtet ihn, Niemandem fällt er auf; man müßte in Paris viel zu thun haben, wenn man von allen derangirten Toiletten Notiz nehmen wollte!

Spät in der Nacht, wenn der Mond in sein Schlafgemach scheint, erwacht er angekleidet auf seinem Divan, auf dem er sich am Mittage hingestreckt — er hat einen entsetzlichen wüsten Traum geträumt, er hat ein halbes Dutzend weißer, üppiger Arme sich nach ihm ausstrecken sehen, von denen zwei erst sein Herz, dann seine Dukaten an sich gerafft; die Arme, die nach seinem Herzen gegriffen, waren die der Göttinnen, und dieselben Arme, die ihm seine Dukaten nahmen, waren die der Harpyen. Arm wie eine Kirchenmaus haben ihn beide, die Göttinnen und die Harpyen, mit dem Tagesgrauen verlacht und hinausgestoßen; er weiß nicht, wo er gewesen, denn es war ja ein wilder, schrecklicher Traum — aber wenn Träume jemals Wahrheit sind, so ist es dieser gewesen.

Das sind die beiden Seiten der Closerien. Die eine, die erste und heitere, begreift man schon, die andere sollte man gar nicht für möglich halten, wenn man in das lustige Treiben der Closerien schaut, wo Alles lacht, Alles Tanz und Freude athmet. Man wird aber Alles für möglich halten, wenn man nur an des Lebens Licht- und Schattenseiten glaubt. Heute blühen in den Syrenenlauben der Closerien die Lilas, morgen sind sie verduftet und verwelkt; darin liegt die Poesie der Sache."

Wir kommen jetzt in die höhere und höchste Sphäre des Pariser Leichtsinns, in die Bälle der großen Oper und in das Eldorado Ranelaghs. Die große Oper ist der Rechtsboden des „Debardeurs"; wenn die Pariserin zum Maskenball geht, muß sie als Debardeur gehen und Pantalons tragen, denn die Wucht der Roben und Jupons macht ihr das Tanzen sauer, wie kann man, mit Jupons und Volants beladen, seine schönen Füße, seine schlanke Taille, die Naturwahrheit unverfälschter Hüften zeigen! Ein Pantalon ist daher die Devise der Pariserin, sobald der Kalender die Carnevalszeit verkündet. Aber- und Aberhunderte dieser leichtfertigen Debardeurs jubeln in der großen Oper in der Quadrille; der leichbeschwingte Fuß kennt kein Ziel, das ihm zu erreichen zu hoch wäre, dem Costüm fehlt Alles, was an irgend welche Ueberladung erinnerte, es thut nur seine äußerste Schuldigkeit und verhüllt nur das Wenige noch, was zu verhüllen unumgänglich nothwendig ist.

In der großen Oper regiert nur der Debardeur, der sich aus den nie-

Digitized by Google

deren Klassen der Kamelien, aus den Lisetten und Grisetten recrutirt, die Lorette comme il faut hat sich aus dem Salon der großen Oper zurückgezogen, sie betrachtet diese Bälle überhaupt nur noch wie einen Meßort, ein Karavanserei, in welchem man unter der Hülle eines aristokratischen Domino die ersprießlichsten Geschäfte machen kann. Die Lorette de la première catégorie versteigt sich nie, oder nur sehr selten in den untergeordneteren Kreis der lauten tobenden Debardeure und räumt denselben das Feld, wenn sie ja einen Einbruch in ihre Loge machen und sich rittlings auf die Brüstung derselben setzen. Sie hält sich deßhalb nur im Foyer, verräth ihre Reize nur durch unbefangene Enthüllungen des schönen Fußes, durch eine ganz unabsichliche Lüftung des chauve-souris, die einen Blick auf ihren blendenden Nacken vergönnt, und verliert in dem Gedränge der das Foyer überfüllenden Elegants nur dann ganz zufällig einmal ihre schwarze Larve, wenn sie sich einer siegesgewissen Schönheit bewußt ist. Es ist nichts verlockender, doch auch nichts gefährlicher als das Geheimniß; eben deßhalb aber sind in dem Foyer der großen Oper am Abend schon unzählige Herzensgeschäfte geschlossen worden, die man schnell bereut und für die man bereitwillig schon am nächsten Morgen die höchsten Differenzen bezahlt hat.

Paris besitzt, gleich Mohameds Himmel, sieben Abstufungen, nämlich: die Bälle der Barrieren, die des pays latin, der salle Valentino, des jardin d'hiver, der großen Oper, und endlich Mabille's und Ranelaghs, mit welchen letzteren beiden wir unsre Revue hier beschließen. Sowohl bei Mabille als im Ranelagh glänzen nur die Erdentöchter, die sämmtlich schon an dem Apfel genagt, ja sogar von diesem ihr ganzes, freilich ebenso genuß-, wie schwindsüchtiges Leben fristen. Der Moralist wird sein Wehe über sie Alle rufen, aber sie sind weniger verdammlich als sie scheinen mögen. Verhältnisse und Erziehung haben sie ja zu dem gemacht, was sie sind; Paris schließt alle Schätze der Welt in sich und stellt dieselben an seinen Schaufenstern aus; eitel, wie sie sind, möchten sie dieselben besitzen und gewinnen sie um den Preis der Tugend, die ihnen nie gepredigt worden, und der Schönheit, von der ihnen tagtäglich ihr Spiegel sagt. Die Speculation schafft ihnen Paradiese, nichts natürlicher, als daß sie die Eva in diesen Paradiesen sein möchten, die sie nach kurzem und flüchtigem Rausche freiwillig viel theurer bezahlen als jemals ein Paradies bezahlt worden ist.

Druck von Hermann Schmidt in Berlin, Probststraße 3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag und Eigenthum des Verlags-Comptoir in Berlin

Digitized by Google

Verlag und Eigenthum des Verlags-Comptoir in Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

III.

Icarien in Paris.

Paris ist die Stadt des Leichtsinns, der Heiterkeit, der Ungebundenheit und, wie verständige Leute sagen, der Sittenlosigkeit. In Paris ist man so leichtsinnig, in seinem Ernst keine Tugend und in seiner Heiterkeit kein Laster zu kennen; Alles, was amusirt, ist erlaubt, und demnach dort die Sittlichkeit mehr eine Pflicht des Alters geworden, das übrigens, wie bekannt, auch sehr wenig von ihr wissen will.

Wenn der Pariser sich zerstreuen will — und sein ganzes Leben ist eigentlich nur das Bedürfniß nach Zerstreuung — so muß unerläßlich etwas weibliches Geschlecht dabei sein; ohne dieses kommt in Paris selten ein wahres Vergnügen zu Stande. Die natürliche Folge hievon ist, daß die Frauen, die bei uns hauptsächlich die Gefährtinnen des häuslichen Lebens sind, in Paris nur die Theilnehmerinnen an des Lebens großem, poetischen Unverstande sind, daß ihr ganzer Daseinszweck sich mehr auf die Ausbeutung Alles dessen richtet, was zu den mehr oder minder raffinirten Genüssen des Lebens gehört, und daß dort unzählig viel Frauen sterben, ohne jemals anders als durch Hörensagen eine Idee von den intimen Freuden und Leiden eines häuslichen Herdes gehabt zu haben.

Der Pariser denkt und träumt nur Vergnügen, all sein materielles Streben, all seine Industrie, sein Thun und Trachten hat stets nur den einen Zweck im Auge, sich das Leben so heiter und blumenreich als möglich zu machen; gern nimmt er auch zwischendurch mit den Dornen fürlieb, doch

Digitized by Google

weiß er über dieselben hinweg zu schlüpfen und sie für seine physische Existenz so unschädlich wie möglich zu machen. Eine moralische Existenz im besseren Sinne führt er nämlich gar nicht. Er nimmt von vorn herein an, daß ihm der Himmel einen bevorzugten Platz auf dieser schönen Erde beschieden habe, indem er ihn in Paris zur Welt kommen ließ, daß der Himmel also auch dafür sorgen werde, ihn dieser seiner besonderen Weltstellung angemessen zu erhalten; er überläßt die Sorge seiner Existenz der Vorsehung, die ja über uns Alle wacht und die keinen Sperling, geschweige denn einen Pariser, verhungern läßt; seine Sorge gilt nur dem Raffinement in Betreff des täglichen Vergnügens, bei ihm ungefähr dasselbe, was bei uns das tägliche Brot ist.

Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn in Paris, wo täglich Hunderttausende ihr Brot finden, nicht auch für ihn ein Tisch gedeckt wäre, wenn hier, wo Tausende im höchsten Ueberfluß schwelgen, nicht auch für ihn die täglichen fünf Franken erübrigt werden könnten. — Des Lebens Werth schätzt sich für ihn nur nach dem Maße des Vergnügens, das ihm hienieden beschert worden.

Auf dem Wege aller irdischen Freuden und Genüsse schlägt der Pariser einen ganz andren Weg ein als der Bewohner unsrer deutschen Hauptstädte. Dieser Weg ist allerdings auch stark mit Trüffeln, Austern, Hummern und andren schönen Dingen besetzt, aber die niederen Genüsse unsrer Fleischtöpfe und Gemüsegärten kennt der Pariser doch sehr wenig, am allerwenigsten sieht er hierin einen Zweig seines Vergnügens. Für ihn beginnen die Genüsse erst mit der höheren Küche, und wenn man von ihm verlangte, sich erst durch eine Reisbrei-Mauer in das gelobte Land hindurch zu essen, so würde er den allerweitesten Umweg vorziehen, nur um diese Reisbrei-Entrave zu vermeiden. Der Pariser ißt und trinkt nur die Alltagskost, so weit er den geringen Ansprüchen seines Magens genügen muß; dahingegen schätzt der Pariser die Freuden der Tafel höher als jeder Andre, wenn er dieselben nach den Ansprüchen seiner feineren Lebensanschauungen genießen kann, wenn die Tafel selbst heiter und gesellig ist. Dejeuniren, diniren und soupiren hat bei ihm eine ganz andre Bedeutung als bei uns, er denkt dabei meist nicht an seinen Magen, sondern an die Geselligkeit, die Heiterkeit, die sich an der Tafel entwickeln läßt.

Wo wir also zuerst unser Geld an Essen und Trinken verwenden und uns heiter stimmen, indem wir unsrem Magen eine Freude bereiten, da hat der Pariser schon eine bedeutende Ersparung gemacht, indem er bei seinem aufgeweckten Naturell solcher materiellen Ermunterungen nicht bedarf; er kauft für das Geld, das wir zum Restaurant tragen, sich selbst die feinsten Glaçées oder was sonst zur äußern Eleganz gehört, seiner Dame die schönsten Blumenbouquets, mehr oder minder kostbare Bracelets, einen Hut, einen Shawl, und ist dabei gewiß zehnmal glücklicher, wenn ihm dieselbe dankbar um den Hals fällt und ihn abküßt, als wenn wir uns den Mund wischen und uns eine gesegnete Mahlzeit wünschen.

Digitized by Google

Paris, wie es lacht und lustig ist, dieses Paris ist ein so tausendfarbiges, überall gleich interessantes Chaos, daß es schwer wird, dieses Kaleidoscop in Kürze zu erschöpfen. Die allgemeine Physiognomie seiner Orgien zeigt es uns in seinen hauptsächlichen Tummelplätzen, in seinen Cafés, seinen Cafés chantants, seinen Ballsälen, seinen öffentlichen Parken nud namentlich in den reizenden Vergnügungsplätzen der Umgegend. Das Alles ist Paris, wie es sich öffentlich amusirt, und da man es liebt, sich öffentlich zu vergnügen, da man seine Freude gern mit der ganzen Welt um sich her theilt und keine Gène in seiner Tollheit kennt, so sind diese öffentlichen Locale schon ein ganzes Stück von Lutetias Treiben, aber auf diesen Arenen des Leichtsinns wird man doch immer mit dem eigentlichen Charakter dieses sorglosen Völkchens, mit all den kleinen Interessen, in welchen es sein Genüge sucht, nicht näher bekannt werden.

Madelon, die zu Hause gänzlich abgebrannt ist und deren ganze Mansarde man auf den Kopf stellen könnte, ohne daß ein Sous herausfällt, Madelon trägt auf den Bällen Sammet und Seide, aber sie ist trotz all der Parure in diesen Salons nicht heiterer, ja wohl kaum so heiter als sie es zu Hause zu sein pflegt, wo sie in ihrem Costüm, in ihrem ganzen Wesen mehr Göttin des Olymp ist.

Madelon sieht sich schon durch ihre Eitelkeit genöthigt, in den Salons ihrer Natürlichkeit mehr zu entsagen und die große Dame zu spielen, denn wenn man auch nur Grisette ist, so verlangt es doch der Respect vor sich selbst, sich für mehr auszugeben, als man ist; es könnte doch immer möglich sein, daß irgend Jemand so einfältig oder wenigstens so gefällig wäre, sie für eine Gräfin zu halten, wenn er ihre brochirte Robe sieht. Das „Poser“ ist in dem öffentlichen Pariser Leben zur großen Krankheit, zur Epidemie geworden; Madelon, die zu Hause das originellste Geschöpf von der Welt ist, macht auf der Straße, im Salon nichts als „Posen“; sie versteht es wie keine, die große Dame zu spielen, und möchte also für Alles in der Welt gern als solche passiren.

Auch Robert-Macaire hat dieselbe Schwäche. Innerhalb seiner vier nakten Wände ist ihm nichts lieber, als mit seiner Madelon allerlei spirituelle dumme Streiche zu ersinnen, denn von seinen Hausgenossen wird ihn doch Niemand für einen reichen Pflanzer halten, wenn diese sein antediluvianisches Morgenkostüm sehen. Sobald er aber auf die Straße tritt, setzt er die Miene des Granden auf, denn Paris ist ja die Stadt der Abenteuer, und es ist nie unmöglich, daß er in seiner aristokratischen Haltung einen unverwüstlichen Eindruck auf irgend eine herzensbedürftige Prinzessin machte.

In Folge dieser Maskerade trifft es sich denn natürlich oft, daß ein Prinz aus dem Hause des pays latin oder des Montmartre die Bekanntschaft einer Prinzessin aus dem Hause der rue de Provence oder von St. Dénis macht, daß Beide mit einander eine Zeit lang Blindekuh spielen und nachdem sie den Irrthum eingesehen, sich gegenseitig auslachend, ihr Incognito ablegen. Ein ganzes Königreich könnte man mit all den falschen

Digitized by Google

Prinzen, Grafen, Vicomtes und Baronen, mit all den zweifelhaften Comtessen, Vicomtessen und Baronessen bevölkern, die Paris in sich schließt, und die sich ihren Adelsbrief nur aus Lust nach Abenteuerei ausgestellt. Der Stammbaum so mancher falschen, aber schönen Gräfin schlägt an der Barriere seine Wurzel und das Geblüt manches fraglichen Prinzen der chaussée d'Antin läßt sich mit Leichtigkeit auf die villa des chiffonniers, jene Republik der Lumpensammler in Paris, zurückführen.

Wie lustig es auch da draußen in den großen Vergnügungs-Pandämonien von Paris sein mag, es steckt doch viel falscher Flitter darunter, viel sociale Contrebande; es geht dort nie so natürlich zu, wie hinter den vier kahlen Mauern, wo der Schuh und das Corset nicht drücken, kein Glacéehandschuh platzt und die gute Laune keiner Orchester-Begleitung bedarf.

Wir haben es diesmal also nur mit dem Privatleben der lustigen Pariser Welt und zwar mit jener Mittelsphäre zu thun, in welcher der gute Humor immer auf seiner Mittagshöhe steht. Keine Wolken streichen über diesen Horizont, die diese Sonne verfinstern könnten, keine Sorgen haben hier Einlaß und der Gedanke an Speculation, an Carriere, oder gar an das beliebte französische Börsenspiel ist hier aufs strengste verpönt.

Es ist das Pariser Icarien, in welches wir den Leser führen, dort giebt es nur Glückliche, die den Werth des Geldes nicht kennen, weil sie nie in die Lage gekommen sind, ihn schätzen zu lernen, die aber nichts destoweniger eine exclusive Existenz führen und gegen alle feindlichen Gewalten des Lebens, der Polizei- und Gerichts-Institutionen gepanzert zu sein scheinen.

Diese Welt ist die der Künstler, der Studenten und einer großen Zahl andrer jungen Individuen, welche die Poesie ihrer Jugend zu hoch veranschlagen, als daß sie sich entschließen könnten, dieselbe durch die Prosa der Arbeit oder irgend welcher Thätigkeit überhaupt zu profaniren. Sie stammen zum Theil aus Paris, zum Theil aus den Provinzen, unter dreien von ihnen finden sich immer zwei, oder wenigstens anderthalb, die von ihren Eltern ein sehr mäßiges Jahrgehalt beziehen, um hiefür die Rechte', die Medizin oder sonst eine nützliche Wissenschaft zu studiren, oder von Hause aus leidlich unterstützt werden, um sich in Paris zum Raphael, zum Michel-Angelo auszubilden. Andre sind unter ihnen, welche von der Natur mit einer guten Stimme begabt, oder Talent für die Geige oder das Piano besitzen und in Paris leben, um dieses Talent am Conservatoire zur Meisterschaft zu bringen; noch Andre, von denen die Eltern glauben, sie befleißigen sich irgend welches andren nützlichen Berufes, welcher dereinst ihnen eine achtungswerthe Stellung in der menschlichen Gesellschaft verschaffen werde. Endlich giebt es in dieser erwähnten Sphäre eine Unzahl von jungen Individuen, von denen kein Mensch glaubt, daß sie irgend etwas betreiben, und die ausschließlich nur die große Kunst studiren, ohne alle pecuniären Mittel ihre Jugend in beneidenswerthester Sorglosigkeit zu genießen.

Man wird diese Welt für eine Mythe zu halten geneigt sein, wenn wir hinzusetzen, daß es Perioden in derselben giebt, in welchen es selbst dem

Digitized by Google

Forscher unmöglich sein würde, auch nur einige Loth geprägten Metalles in dieser ganzen Region zu entdecken. — Dennoch löst man hier die große Aufgabe, des eignen Geldes durchaus entbehren zu können und sich vermöge genialer Erfindungskraft über alle bürgerliche Satzungen hinweg zu heben.

Ebenso glaube man nicht, daß diese Welt von sogenannten „sans-le-sou“ eine proscribirte, ein bürgerliches Cayenne sei, im Gegentheil, diese Colonne von Glücklichen hat für Alles, was in Paris Leichtsinn heißt (und dies ist bei weitem der größte Theil) eine außerordentliche Anziehungskraft; man schätzt und beneidet ihre Poesie, ja Mancher, der ihr einst angehörte, und an der Börse oder sonst einer Loterie goldne Berge gewonnen hat, würde alle diese Goldminen darum geben, wenn er wiederum ein so glücklicher sans-le-sou sein könnte; denn wohlverstanden: gerade dieses Icarien ist die große Universität und Bildungsschule einer bedeutenden Zahl von später sehr vermögend und sehr einflußreich gewordenen Männern. Freilich ist die Cariere dieser Individuen, die sie betreten, sobald sie, durch die Jahre dem Icarien entwachsen, kein Recht mehr haben, ihm anzugehören, meist eine ebenso abenteuerliche, wie es ihr Studium war, aber dafür ist Paris auch das gelobte Land des Zufalls, des Glücksspieles; man zieht hier Treffer und Nieten; die Einen gehen auf, die Andren unter, je nachdem sie Glück und Genie haben; die Einen werden große Bankiers, berühmte Künstler, Schriftsteller oder Gelehrte, ausgezeichnete Staatsmänner und Diplomaten; die Anderen werden gar nichts, und verschwinden spurlos.

Um diese spätere Cariere kümmert man sich indeß während seines Studiums der Lebenspoesie sehr wenig, après nous le déluge ist die große Losung. Man ist gewissermaßen Fatalist und geht von der Ueberzeugung aus, daß Jedes Schicksal in den Sternen geschrieben ist.

Es versteht sich von selbst, daß dieses Icarien für das weibliche Geschlecht eine große Anziehungskraft besitzen muß, insofern es nämlich in Paris eine fast noch größere Legion von poetisch disponirten weiblichen Individuen giebt, die das Nichtsthun äußerst idyllisch finden und lieber dem goldenen Zeitalter angehören als dem herrschenden ehernen, das ihnen die Nadel in die Hand giebt und ihnen eine sehr prosaische Beschäftigung zumuthet.

Sie thaten anfangs ihr Möglichstes, indem sie die Arbeit versuchten; aber sie kannten sich selbst sehr wohl, indem sie sich sagten: das sei nichts für sie. Viel besser ist es, sich dem „vie de Bohème“ anzuschließen und mit irgend einem jener Glücklichen eine Verbindung einzugehen, die jedenfalls die uneigennützigste von der Welt ist, weil Keiner auf das Vermögen des Andren speculirt.

So bildet sich in diesem Icarien, oder „Bohemien“, wie es der Pariser nennt, die schon erwähnte mariage au treizième, eine Art häuslichen Herdes, d. h. das Zusammenleben zweier gefühlvoller Seelen, die beide nicht wissen, wovon sie am andern Morgen leben sollen, die aber in diesem Bewußtsein eher ihren Stolz als eine Demüthigung sehen. Man findet in einzelnen Quartieren von Paris ganze Häuser, ja fast ganze Straßen, die nur

Digitized by Google

von solchen Haushaltungen bewohnt sind; bis zur höchsten Mansarde kann man hinauf klettern, ohne in dem ganzen Hause auch nur ein einziges anständiges Stück Möbel, geschweige denn ein Hundert-Sous-Stück zu finden; ebenso vergeblich aber würde man in diesen Häusern ein Antlitz suchen, auf welchem die Sorge nur den leisesten ihrer Wespenstiche zurückgelassen hätte.

Blicken wir in eine dieser Menagen, sie giebt uns den Maßstab für alle. Es ist Morgen, nämlich 10 oder 11 Uhr; nach Bohèmiens Kalender mag die Sonne soeben aufgegangen sein, denn früher verlangt man hier ihre Wohlthaten nicht, es sei denn, es wäre Winter, und sie habe dafür gesorgt, das Zimmer ein Wenig zu erwärmen.

Robert und Madelon thun ihre letzten Züge von dem Labetrunk des Schlummers. Madelon erwacht, sie erhebt sich und macht flüchtig die idyllische Toilette einer arkadischen Schäferin; sie öffnet das Fenster, um die balsamische Luft der Pariser Straßen herein zu lassen, ordnet vor dem kleinen am Fenster stehenden Spiegel ihre Haare, wirft allenfalls einen Blick zum Fenster über das Dach hinaus und grüßt ihre Freundin und Nachbarin, die schon mit der Cigarette im Munde herausschaut und heute ganz besonders früh aufgestanden sein muß.

Madelon singt ihr Morgenlied und räumt oberflächlich das Zimmer auf, in welchem ihr Corset, ihre Promenaden-Robe, ihre Ombrelle und all der übrige Luxus umherliegt, den man sorgfältig in Acht nehmen muß, denn bei Magazinen und Modisten steht Bohèmien in dem traurigsten Credit und die Nothwendigkeit einer neuen Robe oder eines neuen Hutes ist immer mit der Unvermeidlichkeit eines Verraths an ihrem Robert verknüpft, der nicht Crösus genug, um einige Hundert Franken für dergleichen Luxus zu verausgaben.

Während Madelon auf die Straße eilt, um bei irgend einer Nachbarin das Nöthige zu einem Frühstück zusammen zu borgen, oder, wenn der Credit dort versiegt ist, zehn Besuche bei Freunden oder Freundinnen abstattet, um von deren ebenso großer Armuth nach und nach zu requiriren, was zu einem sehr frugalen Dejeuner erforderlich ist, während dieser Zeit hat auch Robert sich bereits erhoben und singt einen seiner Favorit-Chansons, um seinen Appetit zu täuschen.

Madelon findet ihn bereits angekleidet, Robert hat es eilig, denn er hat einen seiner Freunde, der gestern aus der Provinz angelangt, bei sich zum Frühstück eingeladen und muß ihn eilig aufsuchen, um sich von ihm vorher die 5 oder 10 Francs zu borgen, vermöge derer er ihn fürstlich bewirthen will. Robert geht und kehrt wirklich mit diesem Freunde zurück, er hat von demselben 20 Francs geborgt, von diesen 20 Francs zweien seiner Nachbarn je 5 Francs geliehen, so daß ihm also noch 10 Francs übrig bleiben, mit denen man einen Lucullus würde regaliren können.

Die Nachricht von dem Eintreffen eines begüterten Provinzialen im Reiche Bohèmiens ruft ein halbes Dutzend neugieriger Freunde und Freundinnen in Roberts und Madelons anspruchslose Wohnung, lauter mehr oder minder abenteuerlich kostumirte, aber mit unerschütterlichem Humor und Ape-

Digitized by Google

tit begabte Studenten, Künstler und Grisetten, die den Provinzialen so zu bezaubern wissen, daß man auf Rechnung desselben große Aufträge an den marchand de vin schickt, die ersterer mit Vergnügen liquidirt. Bis zum nächsten Morgen dauert das Gelage; Madelon, die anfangs mit stolzem, übermüthigem Air ihr Lieblinglied gesungen:

„Grande et brune à l'oeil noir,
C'est au bal qu'il faut m' voir:
Je fait des malheureux,
Et même parfois des heureux."

Madelon, die mit ihrer Gesellschaft, den Provinzialen mit eingerechnet, am Nachmittage in ihrer Mansarde die genialsten Cancans aufgeführt, zu welchen Robert und seine Freunde den Text gepfiffen, Madelon ist endlich von der Großherzigkeit des Provinzialen so gerührt, daß sie ihm um den Hals fällt und ihn versichert: wenn sie ihren Robert nicht liebe, sie würde ihn, den Provinzialen, ewig lieben können. Letzterer ist hiervon so ergriffen, daß er sich bereit erklärt, für seinen Schulfreund Robert die ganze seit einem halben Jahre fällige Miethe und noch ein ferneres Vierteljahr im Voraus zu bezahlen.

Aber weder Robert noch Madelon können sich entschließen, diese Großmuth anzunehmen; wozu die Hauswirthe, diese ohnehin so habsüchtige Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, bereichern; viel besser wär's für dieses Geld eine achttägige Excursion aufs Land, rund um Paris zu machen, eine Odyssee, von der einst die späteste Nachwelt erzählen soll! — Fontenai (aux) Roses oder ein andres ländliches Plätzchen sieht sich demnächst plötzlich unter einer Invasion der Bohèmer, die in ihrem Uebermuth keine Grenzen kennt.

Endlich reist der Freund wieder in die Provinz zurück; man findet irgend einen andren Freund, dem man früher irgend einen Dienst geleistet, oder dem man dereinst Dienste zu leisten verspricht, man findet einen Verwandten, besucht irgend einen Onkel, oder eine Tante, die unter jedem beliebiegen Vorwande ein paar Franken herausrücken müssen. Endlich trifft auch wohl gar ein Angehöriger von außerhalb ein, der sich nach dem Wohlsein des Sohnes im Namen der besorgten Eltern zu erkundigen hat.

Kurz, Bohèmien lebt nur von Zufällen, es ist reich an solchen und wo sich ihm diese nicht von selbst bieten, da weiß man sie herbei zu ziehen.

Man liebt, lacht und tanzt, es giebt kein Unglück, das eine lustigere Physiognomie trüge als dieses beneidenswerthe Elend, das nie einen Sou in seiner Tasche duldet und dennoch ewig verausgabt; das der Liebe keine andre Verlockung als seinen Frohsinn zu bieten hat und dennoch die schönsten und frischesten Rosen in seinen verwilderten Gärten zieht und von diesen Rosen die frischsten Knospen pflückt.

Wie viele von diesen Grisetten, die oft aus wahrer Liebe zu einem dieser Icarier Jahre lang das Schicksal desselben, seine ganze Armuth, aber auch seine ganze Lebenslust getheilt, wenn sie dieser dürftigen Existenz müde geworden, sich sehnen, ein besseres Loos zu gewinnen, lassen sich verlocken,

Digitized by Google

dieser Idylle den Rücken zu wenden und als Maitresse eines reichen jungen Lions die Sonne der Boulevards zu werden; fast Alle aber haben sie später in dieser Cariere des glänzenden Elends Momente, in denen ihnen der Spiegel zuruft: Was bist du vornehm geworden! während das Herz hinzusetzt: Was bin ich arm geworden!

Wer das Leben von Paris aufmerksam beobachtet, wird leicht herausfinden, daß gerade in dieser hier von uns geschilderten Region noch immer am meisten und ungemischtesten der Frohsinn herrscht, weil hier eben Alles Das ausgeschlossen ist, was die Gesellschaft dieser Weltstadt gegenwärtig so entsetzlich corrumpirt. Es ist unleugbar, daß auch dieses Icarien unter der großen Glücksjagd, auf der sich Alles befindet, sehr gelitten hat, aber es hat in der jugendlichen Sorglosigkeit doch immer noch Stützen genug, die es vor gänzlichem Ruin bewahren werden. In unsren Augen bleibt (Paris betrachtet, wie es einmal ist) diese Welt des Frohsinns in Lutetia noch immer die am wenigsten verderbte, weil sie frei von jedem Egoismus ist. Alle Welt jagt heute in Paris mit allen Mitteln, selbst den verdammlichsten, nach Reichthum, nach Fortune; man setzt sein besseres Selbst, seine Ehre, sein Lebensglück in diese Loterie des verwerflichsten Schwindels, nur um so und so viel Tausend Franken Renten mit einem Coup zu gewinnen.

Was dahingegen die schmalen und gebrechlichen Treppen jenes Icariens auf- und absteigt, das sind allerdings auch keine Engel, sondern ein durchweg leichtfertiges Gefieder, aber von dem, was in Paris an Herz und Gemüth existirt, wiegen sie doch immer noch am schwersten.

Paris, im Mai 1856.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Hermann Schmidt in Berlin, Probststraße 3.

Digitized by Google

Digitized by Google

In demselben Verlage ist ferner erschienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Bijoux-Bibliothek.

Die mit so ungewöhnlichem Beifall aufgenommenen kleinen Sittenbilder

von

Hans Wachenhusen.

I.

Die Lorette.

Pariser Skizze. 6. Auflage. Mit Illustrationen. 5 Sgr.

II.

Die Grisette.

Pariser Sittenbild. 4. Auflage. Mit Illustrationen. 5 Sgr.

III.

Die Pariser Ehe.

Ein Gesellschaftsbild. 4. Auflage. Mit Illustrationen. 5 Sgr.

IV.

Die Frauen im Orient.

Skizze aus dem Harem. 4. Auflage. Mit Illustrationen. 5 Sgr.

V. & VI.

Gentlemen-Brevier.

1. Abtheilung: **Elegante Studien.** 2. Abtheilung: **Noble Passionen.**

Illustrirt. 10 Sgr. (Jede Abtheilung einzeln 5 Sgr.)

VII.

Rosinen's Tugend.

Ein Nachtstück aus Pariser Zuständen

von

Arsène Houssaye.

Mit Illustrationen. 5 Sgr.

Druck von Hermann Schmidt in Berlin, Probststr. 3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google